



Leseprobe aus Hansen, Die neue Ordnung der Liebe, ISBN 978-3-7799-6989-1

© 2022 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6989-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6989-1)

Inhalt

Einleitung	9
1. Die neue Ordnung der Liebe	15
Die Dialektik von Liebe und Liebesform	15
Institutionen der Liebe	17
Die Konkurrenz um Liebeschancen	21
Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren	23
Ausblick auf die neue Liebesordnung	25
Die alte Liebesordnung	27
Aufbruch der alten Ordnung und Kollisionen	28
2. Kontingenzkultur und Konkurrenzgesellschaft	35
Kontingenzkultur	35
Konkurrenzgesellschaft	42
3. Theorie der Liebesformen	48
Conditio Humana: Erweiterungsbedürftigkeit durch Künstlichkeit	51
Irdische Transzendenz	54
Vermittelte Unmittelbarkeit	56
Trias	58
Dimension der Leiblichkeit	58
Dimension der Innenwelt	62
Dimension der Mitwelt	67
Kontingenz	69
4. Die Kampfzone der Liebe: Liebe und Liebesformen	72
Tinder als Kontingenzmaschine	72
Tinder and the Dawn of the »Dating Apocalypse«	77
Arenen der Kampfzone: Tinder	87
Shop a Man	96
Was du Liebe nennst	99
Arrangements als gemachte Anordnung	102
Exkurs: Porno-Sex als Ars Erotica	107
Exkurs: BDSM	110
Leben als Single	114
Generation Beziehungsunfähig	116

Incels	118
Wolke 4	123
Mein Heroin	128
Halbmond im iPhone	132
Exkurs: Nomos	135
Arenen der Kampfzone: Die Beziehung	139
Die Beziehung als Nische im survival of the fittest	151
Versuch über das Vorhängeschloss als Symbol der Liebe	161
Offene Beziehung	164
Freie Liebe und Beziehungsanarchie	169
Polyamorie	173
Exkurs: Polyamorie und romantische Liebe	181
Die Rückkehr der Vernunftfehe	189
5. Die Ordnung der Liebe (unter den Bedingungen von Kontingenzkultur und Konkurrenzgesellschaft)	192
Treiben auf dem Meer der Kontingenz	197
Das Haus auf dem Meer	229
The ever-changing river of love	252
6. Soziale Tatsachen in der Ordnung der Liebe	264
Autonomie	265
Anerkennungsbedürftigkeit	266
Konkurrenz	267
Attraktivität	268
Die Rolle der anderen	269
Kommunikation	269
Schluss	271
7. Freiheitliches Endspiel: Epilog	272
Literatur	279
Danksagung	288

Einleitung

Das Haus der Liebe ist auf dem Meer der Kontingenz erbaut. Liebe färbt die ganze Welt. Liebe ist vielen ein Zuhause, ein sicherer Hafen im Meer der Kontingenz. Liebe ist anderen wie ein lauer Sommerwind; ein Hauch, der schmeichelt und genauso schnell wieder verfliegt, sie surfen auf der Welle der Erregung.

Im Phänomen der Liebe durchkreuzen sich die Entstehung im Zufälligen, Unverfügbarkeit, und die Freiheit der Wahl, Verfügbarkeit. Liebe könnte auch anders sein, sie ist kontingent. Der Begriff der Kontingenz bezeichnet eine zweiseitige Unbestimmtheit: Das, was auch anders möglich ist, weil es weder notwendig noch unmöglich ist. Dies betrifft »nicht nur das Unverfügbare, das Zufällige und das schlechterdings nicht Begründbare, sondern auch das Verfügbare, das Manipulierbare und das Gestaltbare« (Makropoulos 2020).

Liebe nimmt ihren Anfang in der Instabilität und Vergänglichkeit des Empfindens. Geboren aus der ewigen Potenzialität der Seele, des Leibes und des Sozialen fehlt es ihr an Form. Wie kann etwas, das auch anders sein könnte, eine Ordnung hervorbringen, in eine Ordnung eingespannt sein? Dies markiert die soziologische Frage nach der Ordnung der Liebe.

Die dreifache Kontingenz der Liebe hinsichtlich ihrer Entstehung (*wen?*), ihrer Form (*wie?*) und ihrer Dauer (*wie lange?*) stiftet Sozialverhältnisse. *L'amour pour l'amour* und die Entstehung von Sozialverhältnissen aus dem Gefühl sind mehr romantische Fiktion denn soziale Wirklichkeit. Die Kontingenz der Liebe wird verarbeitet durch Organisationen, gemachte Ordnungen, kulturell gewachsene Institutionen und die spontane Ordnung des Wettbewerbs um Liebeschancen, so die zentralen Thesen dieser Untersuchung. In ihrer Gesamtheit ergeben sie die neue Ordnung der Liebe.

Diese Kontingenz der Liebe wurde oft als »Dating Apocalypse« (Sales 2015), »Kommodifizierung und Konsumifizierung im Bereich menschlicher Partnerschaften«, als »Container voller Wegwerfobjekte, zum einmaligen Gebrauch bestimmt« (Bauman 2003b: 108, 191), als »Anomie« (Illouz 2018: 12 f., 23), als »Zustand gestörter Ordnung«, in der die Begierden keinen Halt mehr finden (Durkheim 1983: 289), als »Chaos der Liebe« (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 8) als »Elend der Liebe« (Illouz 2011: 9), oder gar als Aussterben der Liebe (Hillenkamp 2014: 12) bezeichnet. Es ist schlichtweg nicht verstanden worden, was hier passiert. Die Feuilletons und auch die soziologische Diskussion haben die Phänomene mehr mit Schlagworten überzogen denn analytisch durchdrungen. Hier soll die Gegenthese vertreten werden, gezeigt werden, wie nicht trotz der Phänomene, auf die sich diese Schlagworte beziehen, sondern durch sie hindurch eine soziale Ordnung der Liebe entsteht, die neue Ordnung der

Liebe. Sie ist eine fluide Ordnung in der Zeit, keine räumlich-hierarchische Ordnung in der Tradition soziologischer Ordnungsverständnisse. Der Zwang zur Konkurrenz, die Vergesellschaftung durch Attraktivität und die konstitutive Anerkennungsbedürftigkeit sind nicht nur Effekte dieser Ordnung, sondern konstituieren diese.

Ordnung der Liebe ist hierbei auf drei Ebenen der Abstraktion zu begreifen. Zunächst als geschaffene Ordnung, als gemachte Anordnung konkreter Individuen, die sich in Liebe vereinigen, als Interaktion (einmalig) oder als Organisation (andauernd). Ferner stellt die objektive Kultur Institutionen der Liebe bereit. Zu ihnen zählen Liebesformen, die sich aneignen lassen, aber auch eine eigene Objektivität aufweisen, eine überpersönliche und abstrakte Form, wie etwa die monogame Beziehung oder der Urlaubsflirt. Hierzu zählen auch die Spielregeln der Liebe und die Narrationen von Wirklichkeitsrang, die Mythen der Liebe. Sie sind gewachsene Ordnungen, die nicht intentional geschaffen wurden, sondern einer kulturellen Evolution unterliegen. Evolution meint hier kulturelle Evolution und menschliche Lernfähigkeit, keinen Sozialdarwinismus, keine »genetische Evolution angeborener Eigenschaften« (vgl. Hayek 1979: 37 f.).

Auf einer dritten Ebene der Abstraktion erzeugt der Wettbewerb um Liebeschancen eine spontane Ordnung, die Dynamik und relative Statik vereint. Im Wettbewerb werden Tatsachen entdeckt, Neigungen, Passungen, die zuvor unbekannt waren. Einmal entdeckt und zu Organisationen der Liebe verfestigt, entwickeln diese Tatsachen eine gewisse Objektivität. Doch Tatsachen in einer Kontingenzkultur und Konkurrenzgesellschaft sind vorläufige Tatsachen vorbehaltlich der Entdeckung neuer Tatsachen. Vergangene Weltverhältnisse, gegenwärtige Alternativen und völlig abstrakte zukünftige, noch unbekannte Möglichkeiten stehen in einem Wettbewerb, der einen Markt konstituiert. Dieser ist jedoch nicht tausch- und verdinglichungslogisch als warenförmig, sondern als abstraktes, versachlichtes Sozialverhältnis zu begreifen, das selbst vergesellschaftende, ordnungsstiftende und damit verbindende und nicht nur trennende Funktionen hat. Das adäquate Medium dieser Märkte sind Dating-Apps und Singlebörsen. Sie sind damit keine Bedrohung oder Gefahr für eine soziale Ordnung, sondern Medien der Vermittlung, Möglichkeitsmedien.

Zusammen ergeben die empirischen Organisationen, objektiven Institutionen und die spontane Ordnung des Wettbewerbs eine soziale Gesamtordnung der Liebe. Sie ist eine immanente und irdische Ordnung, die weder auf transzendenten Prinzipien oder allgemeingültiger, objektiver Sittlichkeit beruht, sondern im Zusammenspiel aller emergent entsteht. Sie ist eine dezentrale Ordnung, eine fluide Ordnung und eine intransitive Ordnung, die eine wechselnde Anzahl von wechselnden Elementen zueinander in Verbindung setzt. Die neue Ordnung der Liebe ist keine Ordnung trotz der Kontingenz der Liebe, sondern eine Ordnung,

deren abstraktes Ordnungsprinzip die Kontingenz selbst ist und deren Modus die soziale Kontingenz, Konkurrenz, bildet.¹

Für dieses theoretische Vorhaben werden zunächst die Thesen, Begriffe und Theoreme entfaltet, dann Studien zu unterschiedlichen Phänomenen der Liebe angefertigt und schließlich ein Modell der Gesamtordnung der Liebe formuliert.

Das erste Kapitel expliziert die Thesen der vorliegenden Arbeit, konturiert den Gegenstand der neuen Liebesordnung und grenzt sie als analytischen Kontrast von dem ab, was als alte Liebesordnung zu bezeichnen wäre.

Das folgende zweite Kapitel entfaltet die für diese Untersuchung zentralen Begriffe der Kontingenzkultur und Kontingenzverarbeitung sowie der Konkurrenzgesellschaft und verortet diese in der soziologischen und philosophischen Theorie. Im dritten Kapitel wird dann eine Theorie der Liebesform entwickelt, deren Basistheorem ist, dass die Liebesform Kontingenz verarbeitet. Das Verhältnis von Kontingenz und Form wird an die philosophische Anthropologie rückgebunden, um so die Aspekte der Leiblichkeit und der Metaphysik, die für das Phänomen der Liebe von zentraler Bedeutung sind, einzuholen. Die derzeit kursierenden naturwissenschaftlichen Theorien der Liebe, die stets ein Primat des Biologischen oder Evolutionären behaupten, werden hierbei in Relation zur These der vorliegenden Arbeit gesetzt. Die zentralen Thesen der Dialektik von Liebe und Liebesform (1. These) und der Prozedualisierung von sozialer Kontingenz durch Konkurrenz (2. These) werden in diesen Kapiteln weiter entfaltet und fundiert.

Den Hauptteil und Kern der vorliegenden Untersuchung bilden Studien zu einzelnen Liebesformen und Phänomenen der Liebe, sie bilden das vierte Kapitel.

1 Eva Illouz hat ein Buch namens »Die neue Liebesordnung« vorgelegt, in dem sie die Praktiken des BDSM anhand der »Shades of Grey«-Romanreihe als Antwort auf die Schwierigkeiten der »neuen Liebesordnung« interpretiert: »Dieses Feld ist, soziologisch gesprochen, unbestimmt geworden«. Im Detail macht sie die »Unklarheit« der Rollen (auch) in heterosexuellen Beziehungen, eine »diffus[e] Form des seelischen Leidens«, bestehend in »Verängstigung, Unsicherheit, Zwiespältigkeit, Langeweile« sowie der »Schwierigkeit« der Ausgestaltung des Verhältnisses von »Autonomie und Bindung« sowie »reine, auf Konsens beruhende Beziehungen« als deren Merkmale aus (2013: 67–70). Zusammenfassend konstatiert Illouz: »Wenn die moderne Moral von den Problemen der Ambivalenz, der Ungewißheit und der Unbestimmtheit heimgesucht wird, die allesamt aus dem Zusammenbruch eines geordneten moralischen Kosmos resultieren, und wenn sie keine Gewißheit auf der Grundlage transzendenter moralischer Bezugssysteme mehr herstellen kann, dann muß sie immanente Lösungen für die Frage finden, wie man das Handeln auf selbsterzeugte Formen von Gewißheit stützt« (ebd.: 76).

Die folgenden Ausführungen und der hier verwendete Begriff der neuen Liebesordnung weisen eine Nähe zu Illouz' Begriff und Ausführungen auf, dennoch stehen sie in einem anderen Kontext. Der Begriff wird übernommen, nicht jedoch Kontext und Implikationen, denn die Formulierungen »heimgesucht« und »Zusammenbruch« implizieren Wertungen, die für die Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit einer immanenten, nicht primär moralischen Ordnung der Liebe hier vermieden werden sollen.

Das Vorgehen hierbei war, mit den Konzepten der Kontingenz und Konkurrenz die Studien anzufertigen, diese anschließend so in Konstellation zueinander zu setzen, dass sich ein Bild ergibt und dieses dann in einen theoretischen Rahmen zu gießen. Es ist der Versuch, eine Theorie der Ordnung der Liebe aus den Gegenständen zu entwickeln. Will eine Theorie der Liebe ihren Gegenstand nicht verraten, so kann sie nur liebende Theorie sein; sie muss notwendig unfertig, fragmentarisch bleiben, um das Irrationale und Transzendente des Liebens nicht zu verraten. Lieben ist ein Suchen, ein Drängen, eine tastende Bewegung. Sich dieser anzuschmiegen, ihren Verflechtungen in den gesellschaftlichen Prozess nachzuspüren, ist dieser Versuch über Liebe gewidmet.

Im Rahmen der Studien wird untersucht, wie unterschiedlich Kontingenz und Konkurrenz in den jeweiligen Liebesformen und Phänomenen verarbeitet wird. Hier finden die erste und zweite These der Arbeit ihren Niederschlag. Mit einem diskursanalytischen und hermeneutischen Verfahren wird in den Reflexionsprodukten der neuen Liebesordnung, Blogartikeln, Songs und Ratgeberliteratur auf die Ordnung der Liebe zu schließen sein. Reflexionsprodukte sind Emergenzphänomene der neuen Liebesordnung und zugleich, als Bestandteile der objektiven Kultur der Liebe, auch Teil von dieser. Hierbei ist zu beachten, dass Handlungen, Entscheidungen und empirische Organisationen (Mikro-Ebene), Institutionen der Liebe (Meso-Ebene) und die Gesamtordnung der Liebe (Makro-Ebene) analytisch voneinander zu trennen sein mögen, jedoch ineinander verwoben sind. Ein Song, der eine Kollision zwischen dem Streben nach Glückseligkeit und den Anforderungen der Gesamtordnung der Liebe eines empirischen Subjekts künstlerisch verarbeitet, mag anderen als Anleitung dienen für ihre eigene erotische Lebensführung.

Reflexion, ob künstlerisch oder geistig, findet dort statt, wo Kollisionen auftreten. »Die glückliche Liebe hat keine Geschichte«, bemerkte Denis de Rougemont (2007: 17), über sie gibt es nichts zu erzählen. Eine Kollision hat für Georg Wilhelm Friedrich Hegel ihren Grund in einer Verletzung, sie ist nicht Handlung, sondern enthalte die »Anfänge und Voraussetzungen« zu einer Handlung und »bewahrt dadurch den Charakter der Situation«. Die Kunst, vor allem die dramatische, sei das prominente Medium, Kollisionen darzustellen (Hegel Bd. 13: 267 f.):

»Die innere Vorstellung z. B. kann in Zerrissenheit weit mehr ertragen als unmittelbare Anschauung. Die Poesie hat deshalb das Recht, nach innen fast bis zur äußersten Qual der Verzweiflung und im Äußeren bis zur Häßlichkeit als solcher fortzugehen.« (ebd.: 268)

Der Begriff der Kollision scheint für eine Soziologie der Liebe fruchtbar, weil er jenseits von Handlung und Struktur steht, diese transzendiert, gar die Unmöglichkeit einer Harmonie und Versöhnung anzeigt. Kollisionen, sowohl zwischen

Liebe und Liebesform als auch zwischen Liebe und anderen Lebensordnungen, werden deshalb als Umweg gewählt, um auf die neue Liebesordnung zu schließen. Diskursanalytisch ist das Verfahren insofern, als dass, nicht zuletzt über den Umweg der Kollisionen, auf die sozialen und kulturellen Bedingungen geschlossen werden soll, unter denen etwas sagbar wird.

Hegels Begriff der Kollision enthält eine Metapher. Der Zusammenprall findet in der Regel gerade nicht statt und wird durch den Umweg der Reflexion ersetzt. Für Hans Blumenberg ist der Dualismus von nicht begrifflichen Metaphern und begrifflichem Logos nicht haltbar, er konstatiert »absolute Metaphern« und weist ihnen eine »begrifflich nicht ablösbare Aussagefunktion« zu (2013: 14). Als eine solche diskutiert Blumenberg die »alte Schicksalsmetapher vom *Schiff auf dem Meere*«, die angesichts der »Entropie des Weltgeschehens« (im Rahmen dieser Arbeit: der Kontingenz) die »Gegenform der Heimkehrlosigkeit, der Irreversibilität, der Nicht-Kreisförmigkeit« erreicht habe (ebd.: 33, Herv. i. O.). Zentral für die Metaphorologie Blumenbergs ist, Metaphern nicht als schmückendes Beiwerk zu verstehen, sondern als irreduzible Unbegrifflichkeit, die gegenüber dem begrifflichen Denken keineswegs als defizitär anzusehen ist, sondern ein Mehr enthält: »Die Metapher jedoch konserviert den Reichtum ihrer Herkunft, den die Abstraktion verleugnen muß« (ebd.: 90). Deshalb liegt ein besonderes Augenmerk der Untersuchung auf Metaphern.

Als Ausgangspunkt der Untersuchung wurde die Dating-Applikation Tinder gewählt, als ein Teil der objektiven Kultur der Liebe, da kaum ein Phänomen aus dem Bereich der Liebe in jüngerer Vergangenheit so viel mediale Aufmerksamkeit erfahren hat. Der Wettbewerb um Liebeschancen erfährt hier eine Ausdehnung in die digitale Dimension. Die weiteren Gegenstände wurden jedoch nicht nach quantitativer Relevanz oder Aufmerksamkeit, sondern nach qualitativer Relevanz für die Fragestellung ausgewählt. In den Studien wird aufgezeigt, wie Kontingenz und Konkurrenz verarbeitet werden, wie das Verhältnis von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit ausgestaltet wird, welche Kollisionen auftreten und welche Art von Kämpfen. Andere im Laufe der Arbeit präsentierte Studien beschäftigen sich mit Phänomenen der objektiven Kultur der Liebe selbst, etwa dem Brauch der Vorhängeschlösser an Brücken. Gelegentlich werden quantitative Daten zur Einordnung hinzugezogen. Statistische Signifikanz sagt jedoch noch nichts über die Logik der Sache aus. Die einzelnen Studien versenken sich in ihre Gegenstände, hierbei wird ein Überschuss produziert, der über die Beantwortung der Fragestellung hinaus geht.

Die vorliegende Untersuchung beschränkt sich auf die Liebesschicksale von Menschen im Alter von 20 bis 30 Jahren, die in urbanen, digitalisierten Umgebungen leben und ferner kinderlos sind. Der Grad der Objektivierung einer Liebe bekommt mit der Sorge um Kinder eine völlig neue Qualität; Verantwortung für Dritte wird nicht selten zum primären Inhalt der Beziehung. Damit eröffnen sich Probleme, die über diese Untersuchung und ihren Rahmen

weit hinaus weisen – und über die eine reichhaltige Literatur existiert. Zudem werden vor allem deutschsprachige Quellen herangezogen. Diese Beschränkungen schaffen unweigerlich Ausschlüsse. Die neue Liebesordnung in ihrem Werden lässt sich dort am besten beobachten, wo die Bindung an Scholle und Familie am Schwächsten ist. Ferner wird, auch wenn das meiste auch auf alle anderen sexuellen Orientierungen übertragbar ist, von heterosexuellen Liebesschicksalen ausgegangen, um hier die Kategorie Geschlecht reflektieren zu können. Sie wirkt freilich auch in homo- oder bisexuellen Liebesschicksalen, aber die Komplexität einer Untersuchung und ihrer Darstellung ist endlich, nicht jedoch: die Komplexität der Wirklichkeit.

Im fünften Kapitel werden ausgehend von den Studien die Organisationen und Institutionen der Liebe in ihrer Verflechtung in den Wettbewerb zu einem Modell der neuen Liebesordnung zusammengefügt. Hier wird die dritte These der vorliegenden Untersuchung, die fluide soziale Gesamtordnung der Liebe, entfaltet.

Das sechste Kapitel verdichtet die Ergebnisse der Untersuchung noch einmal und zeigt die der neuen Liebesordnung zugrundeliegenden »sozialen Tatsachen« im Sinne Émile Durkheims (vgl. 1970: 105 ff.) auf, wobei der Begriff zunächst in Beziehung zu Friedrich August Hayeks Begriff der »Regel« (vgl. 1980: 62–69) zu setzen sein wird. Anstelle eines Ausblicks schließt die Untersuchung mit einem freiheitlichen Endspiel.

1. Die neue Ordnung der Liebe

Liebe und Ordnung, das bedeutet zunächst und vor allem einen Widerspruch. Liebe als Gefühl, das nicht selten als chaotisch erlebt wird, als wechselhaft und instabil, stehe im Widerspruch zu den »kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen«, so Max Weber in einer klassischen Formulierung (1988: 561). Heute ist es die geläufige Sichtweise – und diese stellt einen Bruch mit der abendländischen Tradition dar –, dass Liebe aus sich selbst eine Ordnung hervorbringe, gleichsam eine Vergemeinschaftung qua Gefühl, eine spontan aus dem Gefühl aufsteigende Liebesordnung (vgl. Müller-Schneider 2019: 192). Dies war das romantische Glücksversprechen – nach der Formel *l'amour pour l'amour*, Liebe um der Liebe willen –, das eigene Leben zum Kunstwerk zu gestalten. Doch so einfach liegen die Dinge nicht.

Die Dialektik von Liebe und Liebesform

Webers Einsicht kann helfen, das Verhältnis von Liebe und Ordnung auf den Begriff zu bringen. Denn Erotik ist Weber eine »Wertsphäre«, Liebe eine »Lebensmacht«, die jedoch aus sich keine »Lebensordnung« hervorbringe (vgl. 1988: 537, 556). Die Beziehung konzipiert Weber als der »rein erotischen Sphäre heterogene Kategorie« und sieht beide versöhnt in »der Abwandlung des verantwortungsbewussten Liebesgefühls« (ebd.: 563). Das Liebesgefühl ist unverfügbar, zufällig, schlechterdings nicht begründbar, eine Beziehung hingegen lässt sich schaffen und gestalten. Zwischen beiden bestehen Wechselwirkungen und dies wäre nach der Einsicht Georg Simmels der Einsatz der Soziologie:

»Weder Hunger noch Liebe [...] bedeuten, wie sie unmittelbar und ihrem reinen Sinne nach gegeben sind, schon Vergesellschaftung; vielmehr, sie bilden diese erst, indem sie das isolierte Nebeneinander der Individuen zu bestimmten Formen des Miteinander und Füreinander gestalten, die unter den allgemeinen Begriff der Wechselwirkung gehören.« (Simmel GSG 11: 18 f.)

Ist das Liebesgefühl einmal vorhanden, stellt sich die Frage, ob und wie es institutionalisiert werden soll, welcher Rahmen, welche Ordnung ihm gegeben wird: Ob Liebe als Urlaubsflirt, als unverbindliches Verhältnis genossen werden soll, etwa weil der Fokus auf dem Verfolgen der eigenen Karriere liegt, vielleicht bald ein Umzug in eine andere Stadt geplant ist und eine feste Bindung dem im Wege stehen würde. Hier sind schon Kollisionen mit anderen Lebensordnungen,

etwa der Arbeit, Karriere und des Alltags indiziert. Oder aber, ob ein Haus aus Liebe errichtet werden soll, in dem es sich wohnen lässt, eine Ordnung des eigenen Lebens nebst wechselseitiger Identitätsbildung, der sprichwörtliche rote Faden durchs Labyrinth, auf dem die Elemente der Existenz aufgereiht werden wie auf einer Perlenkette.

Während Liebe Alltagssprachlich als Passivität erscheint, gleichsam als Stolpern, wie das englische *to fall in love* impliziert, lässt sich Liebe, einmal gefunden, gestalten. Dies mag bewusst oder unbewusst geschehen: »[...] so ward ihm auch sein Leben zum Kunstwerk, ohne daß er eigentlich wahrnahm, wie es geschah«, heißt es bei Friedrich Schlegel (2016 [1799]: 53f.). Heute sind die Buchhandlungen voll von Ratgebern, die versprechen, das Liebesempfinden zu steigern. Statt auf romantischen Müßiggang setzten sie auf Arbeit an den eigenen Gefühlen. Liebe mag sich nicht herstellen lassen, aber sie lässt sich gestalten. In der neuen Liebesordnung werden den Liebenden die Partnerwahl, Form und Dauer ihrer Liebe nicht von Familie, Staat oder Kirche vorgeschrieben, sondern es obliegt ihnen selbst, diese zu gestalten. Liebende sind Konstrukteure. Eine Lebensordnung der Liebe lässt sich nur schaffen, gleichwohl dies oft als Entdeckung dessen, was man wirklich ist, erlebt wird, der Konstruktionsprozess mithin also unbewusst erfolgt (vgl. Berger/Kellner 1965: 230). Sie wissen es nicht notwendigerweise, aber sie tun es.

Wenn hier von Ordnung die Rede ist, sind zunächst zwei Arten von Ordnungen zu unterscheiden: gemachte und gewachsene Ordnungen. Gemachte, künstliche Ordnungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie eine bewusste, intendierte Anordnung von Elementen aufweisen, sie sind aus der Willkür des Geistes konstruiert und verfolgen einen Zweck. Ein Beispiel wäre eine militärische Schlachtordnung. Gemachte Ordnungen sollen im Folgenden als Organisationen bezeichnet werden (vgl. Hayek 1980: 59f.). In diesem Sinne ist jede Liebesbeziehung eine Liebesorganisation.

Die Liebenden können *und* müssen in der neuen Liebesordnung die Ordnung ihrer Liebe selbst gestalten. Deren abstrakte Form ist jedoch nicht beliebig, sondern der Konstruktionsprozess findet in einem sozialen und kulturellen Kontext statt. Die Gestaltung der Liebe zur Form, auch wenn diese nur für eine gemeinsame Nacht besteht, erfolgte dabei nicht in einem Vakuum, sondern im sozialen und kulturellen Raum. So erklärte Karl Marx:

»Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole,

Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neuen Weltgeschichtsszene aufzuführen.« (MEW 8: 115)

Die abstrakte Form der Interaktionen und Organisationen der Liebe, die Liebesform, gleichwohl wähl- und gestaltbar, folgt überpersönlichen Mustern, die eine eigene Objektivität aufweisen, der Alp, von dem Marx spricht. Diese werden als Institutionen der Liebe zu diskutieren sein, zu denen die Liebesform gehört.

In ewiger Potenzialität lässt es sich nicht leben, selbst Ulrich, Robert Musils »Mann ohne Eigenschaften«, konnte es nicht. Das Liebesgefühl ist ein Erregungszustand, dem Wesen der Gefühle entsprechend, flüchtig, instabil. Ob der Erregungszustand als Krankheit, die der Medizin bedarf, oder als Beginn einer neuen Zeitrechnung, gar als Betreten einer gemeinsam gestalteten Sonderwelt, interpretiert und genutzt wird, ist eine kulturelle Angelegenheit. Denn die Liebesform hilft auch, Liebesgefühle als solche überhaupt zu erkennen. Die Liebesform gibt dem Liebesgefühl eine Richtung und einen institutionellen Rahmen. Bildlich gesprochen lässt es sich vorstellen als amorpher Tonklumpen, der zu einer Form modelliert wird. Bisweilen, so ließe sich das Bild fortsetzen, wird dieser anschließend in den Ofen geschoben, die Form eingebrannt und dadurch auf Dauer gestellt. Das Bild mag drastisch anmuten, doch in der zeitgenössischen Liebesordnung wurde das Vorhängeschloss zum Symbol der Liebe: Vielleicht, weil Dauerhaftigkeit und Formfestigkeit Bedürfnisse sind, die sich aus ganz anderen Quellen speisen als dem Liebesgefühl, auf ganz andere Erregungszustände reagieren.

Damit wird in Bezug auf die Liebesform, nicht auf das Phänomen der Liebe selbst, ein Primat des Kulturellen behauptet. Hierbei, so das Basistheorem der zu entfaltenden Theorie der Liebesformen, verarbeiten die kulturellen Institutionen der Liebe deren Kontingenz.

1. These: Die Liebesform modelliert das Liebesempfinden zu relativer Formfestigkeit. Gleichzeitig wirkt das Liebesempfinden auf die Form. Das Verhältnis von Form und Inhalt ist als dialektisches zu entfalten. Sie fallen nie in eins, sondern stehen in Wechselwirkung. Es entstehen Brüche, Widersprüche und Spannungen.

Institutionen der Liebe

Gewachsene Ordnungen entstehen spontan aus dem Zusammenspiel der Elemente, sie können eine Struktur aufweisen, doch sie haben keinen Gesamtzweck und entstehen nicht intentional, sondern evolutionär (vgl. Hayek 1980: 59 f.).

»Every step and every movement of the multitude, even in what are termed enlightened ages, are made with equal blindness to the future; and nations stumble upon

establishments, which are indeed the result of human action, but not the execution of any human design.« (Ferguson 1782: 205)

Dieses postmodern anmutende Zitat von Adam Ferguson stammt aus der schottischen Aufklärung. Als Beispiele für gewachsene Ordnungen wären Sprachen und die biologische Evolution zu nennen, aber auch, und darum geht es hier: Moral, Bräuche und Sitten, Formen des Miteinanders, Liebesformen sowie Geschichten und Mythen. Sie lassen sich als Medien begreifen, in denen sich Subjektivität ausdrücken lässt und in deren Auseinandersetzung und Aneignung sich Subjektivität zuallererst bildet. Diese Formen der gewachsenen objektiven Kultur, die gleichsam die Infrastruktur für Subjektivität sind, werden im Folgenden Institutionen genannt. Zu ihnen gehören auch die Spielregeln der Liebe und des Liebeswerbens. So singen The Beatles in ihrem Song »All you need is love«: »Nothing you can say, but you can learn | How to play the game« (Musixmatch 2020).

Das Gebiet der objektiven Kultur lässt sich als gewachsene Ordnung begreifen. Simmel spricht von einem Vorrat, der unaufhaltsam wachse. Jede und jeder² könne zu diesem Vorrat beisteuern, und dennoch kommt dieser aufgespeicherten Geistigkeit ein Eigengewicht zu. Der »objektivierte Geist«, so Simmel, stelle »Ansprüche« an das Subjekt, »spinnt es in Gesamtverhältnisse, deren Ganzheit es sich nicht entziehen kann« (GSG 12: 220).

Die Liebesformen als Elemente der objektiven Kultur weisen eine gewisse Formfestigkeit auf: unverbindliches Arrangement (alltagssprachlich ist oft von »Freundschaft plus« die Rede), Urlaubsflirt, monogame Beziehung, Ehe, Polyamorie, freie Liebe – es lässt sich ein Wildwuchs an Formen konstatieren. Jede dieser Formen hat ihre eigene Objektivität, enthält ihre eigenen Spielregeln, die den Individuen nicht bewusst sein müssen. Sie selbst stellen gewachsene Ordnungen dar. Sie ordnen das Miteinander und Füreinander und lassen sich als Institutionen begreifen, gleichsam als Anleitung, die sich individuell aneignen lässt, aber auch eine eigene Objektivität besitzt (Meso-Ebene). Dies wäre der Ort von Niklas Luhmanns Konzeption »symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«, die Anschlussfähigkeit ermöglichen: »Der Code ermutigt, entsprechende Gefühle zu bilden« (1994: 9 f.). Doch so einfach liegen die Dinge nicht. Erstens ist nicht davon auszugehen, dass es nur einen Code gibt, sondern

2 Geschlecht bildet eine wichtige Analysekatgorie in der vorliegenden Arbeit. Wenn alle Geschlechter gemeint sind, werden geschlechtsneutrale Formulierungen oder das Binnen-I verwendet. Wenn auf bestehende geschlechtliche Unterschiede hingewiesen wird, wird dies durch geschlechtsindizierende Adjektive wie männlich oder weiblich indiziert. Hierbei entstehen Formulierungen wie »weibliche Nutzerinnen«, um sie von »NutzerInnen« abzugrenzen. Freilich wird hierbei das soziale System der Zweigeschlechtlichkeit sprachlich reproduziert. Die Widersprüche der sozialen Wirklichkeit lassen sich soziologisch nur beschreiben, nicht auflösen.

je nach Form einen anderen Code. Zweitens verdeckt Luhmanns Einführung von Liebe und Liebesemantik, dass Liebe weit mehr ist als »kommunikative Behandlung von Individualität«, »Ausdruck und Anerkennung« (ebd.: 15). Webers Ausdruck einer Lebensmacht und Simmels nicht zufällige Parallelisierung mit dem Hunger sowie die Behauptung von Liebe als »unbegründete primäre Kategorie« (GSG 20: 124) bringen die Unmittelbarkeit, das Transzendente und Irrationale der Liebe zum Ausdruck. In der Soziologie der Liebe lassen sich zwei Strömungen ausmachen. Die erste konzipiert Liebe als irrational und transzendent, verstrickt sich jedoch in Aussagen über das Wesen der Liebe. Die zweite theoretisiert Liebe als genuin soziale Kategorie. So wird sie ihrem metaphysischen Überschuss und ihrer mystischen Evidenz beraubt. Hier wird ein dritter Weg, in Anlehnung an die spärlichen Ausführungen von Weber und Simmel eingeschlagen. Es wird nicht versucht, den Gegenstand in die Theorie einzustutzen, sondern gerade die Spannung zwischen Liebesgefühl und Liebesform für die Erkenntnis fruchtbar gemacht.

Die Moderne durchziehe das »ungeheure Glücksverlangen des modernen Menschen«, ein »Gefühl von Spannung, Erwartung, ungelöstem Drängen«, wie Simmel bemerkte (GSG 5: 189f.). Er fügte hinzu: »als sollte die Hauptsache erst noch kommen, das Definitive, der eigentliche Sinn und Centralpunkt des Lebens und der Dinge« (ebd.). Ein Definitives ist bis heute, unbeschadet aller katastrophalen Versuche es zu errichten, nicht gefunden. Sinn, und darauf kommt es hier an, ist heute ein subjektiv herzustellender, kein objektiv vorgefundener. Das Glücksversprechen der Liebe ist sein bevorzugter Austragungsort. Doch ob dieses Glücksversprechen auf einen »Centralpunkt des Lebens und der Dinge« setzt oder einen Reizhunger nach neuen Genüssen, ein sich auf immer wieder neue Objekte kaprizierendes Drängen darstellt, bleibt den Subjekten in der neuen Liebesordnung selbst überlassen. Die Angst, etwas zu verpassen – #fomo (fear of missing out) –, die sich als »Möglichkeitsdruck« (Hillenkamp 2014: 81, 101) bezeichnen ließe, ist damit ebenso konstitutiv für die neue Liebesordnung wie die Sehnsucht nach etwas Definitivem, nach Halt, Sicherheit und Geborgenheit, nach dem eigenen Schicksal. Dies lässt sich fassen mit zwei Ausdrücken von Robert Musil, »Möglichkeitssinn« und »Wirklichkeitssinn«. Über den Möglichkeitssinn als Kontingenzbewusstsein ist viel geschrieben worden, doch der Wirklichkeitssinn wurde selten beachtet. Laut Musil seien der »Grundsatz« und die »Forderung« des Wirklichkeitssinns: »Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben« (2013: 19).

Nun ist bis heute *l'amour pour l'amour* und die Intensität des Liebesglücks nicht das einzige, vielleicht noch nicht einmal das vorrangige Kriterium für die Lebensführung der meisten. Liebesformen, verstanden als soziale Institutionen, modellieren und kultivieren nicht nur das Liebesgefühl, sie reagieren auch auf externe Umstände, die aus Sicht der Liebe Umweltfaktoren sind.

Gefragt danach, was ihnen in Liebe und Partnerschaft wichtig oder sehr wichtig ist, antworten die Befragten in der Elitepartner-Studie 2015: Sich unterstützen, gemeinsam durch Krisen gehen (92 %), gegenseitige Treue (88 %), Dauerhaftigkeit (83 %), intellektueller Austausch (80 %), nicht allein sein (75 %) – während Erotik 69 % der Befragten wichtig ist, eine Familie gründen 60 %, viele romantische Momente ebenfalls 60 %; sexuelle Erfahrungen und Vielfalt sind mit 43 % ebenso abgeschlagen wie finanzielle Sicherheit und Versorgung mit 42 % (Elitepartner 2015: 20). Nun ließe sich vermuten, dass Neigung und Leidenschaft die notwendige Bedingung für Liebe seien, während für die Institution der Partnerschaft als hinreichende Bedingung ganz andere Faktoren im Vordergrund stehen. Auffallend ist, dass materielle und leibliche Bedürfnisse und Genüsse, also solche, die mit der tierischen Existenz der Menschen in Verbindung stehen, auf den hinteren Plätzen stehen. Stattdessen stehen solche Bedürfnisse im Vordergrund, die mit der genuin »exzentrischen« *conditio humana* (Plessner 2016: 360 ff.) in Verbindung stehen, ontologische und nicht existentielle Bedürfnisse. Mit Krisen sind wohl weniger Naturkatastrophen als soziale Katastrophen gemeint, das Bedürfnis nach Dauerhaftigkeit setzt implizit die Endlichkeit der Liebe, soziale Kontingenz, voraus, auch »nicht alleine sein« verweist auf die spezifisch moderne Einsamkeit. So scheint es, dass die Liebesform Partnerschaft auf Bedürfnisse und Nöte reagiert, welche auf die spezifisch moderne »Kontingenzkultur« (Blumenberg 1987: 57) verweisen. Sie ließen sich in Anlehnung an einen Ausdruck von Siegfried Kracauer als das Bedürfnis nach einem geistigen Obdach begreifen (vgl. Kracauer 1981: 88). Zudem stehen solche Bedürfnisse, die Lust und Glückseligkeit versprechen, also die Befriedigung aller Neigungen (vgl. Kant Bd. 4: 676), hinten, während die vordergründigen Bedürfnisse eher Wohlergehen oder eine Vermeidung von Unlust implizieren. Dies sind Dimensionen, die der Biologie, zumal in ihrer evolutionsbiologischen Gestalt, verschlossen bleiben müssen. Ihren Erkenntnissen soll hier nicht mit der Hybris des Sozialkonstruktivismus begegnet werden, Liebe nicht als rein geistige Angelegenheit postuliert werden. Liebe mag auf dem Gehirnschanner sichtbar gemacht werden können, genetische Wurzeln haben, dies gilt aber nicht für die Liebesform. Damit vermittelt die Liebesform zwischen leiblicher Existenz, psychischer Innenwelt und sozialer Mitwelt. Die genuin soziologische Frage wäre, in welchem Zusammenhang die Institutionen der Liebe, die Halt, Krisensicherheit, Dauerhaftigkeit und Orientierung versprechen, zu einem wesensgemäß flüchtigen und instabilen Gefühl stehen.

Das Glücksversprechen der Liebe scheint für viele zu bedeuten: Es wird anders sein und dann so bleiben, die Sehnsucht danach, endlich anzukommen. Mit einem Konzept von Michael Makropoulos ließe sich von »Kontingenzbegrenzung durch gezielte Kontingenznutzung« sprechen (1997: 32). Auch ließe sich das »Modewort« der »Resilienz« hier anwenden, das seit Ende der 1990er Jahre eine wachsende Verbreitung findet. Es beschreibt die Fähigkeit, nach einem

temporären Ausnahmezustand wieder in den ursprünglichen Zustand zurück-zukehren und ist damit bezogen auf das Ergebnis das logische Gegenteil der Kontingenz, nämlich Gleichheit (vgl. Vogt 2015: 1–3). Dass alltagssprachlich und auch wissenschaftlich der Ausdruck der Resilienz oft als Anpassung und Verarbeitung verstanden wird, also Veränderung, verweist auf die Notwendigkeit der Sache, nicht des Begriffs.

Liebesformen stehen in einem Wettbewerb. Vielleicht wird die Zukunft und der evolutionäre Wettbewerb der Liebesformen andere Formen hervorbringen, vielleicht werden sich Polyamorie und Beziehungsanarchie durchsetzen und Kinder aufgezogen in einer Lebensordnung, die ihren Entstehungsgrund nicht in der Leidenschaft, sondern in einem primären rationalen Pakt hat, dem Phänomen des Co-Parenting. Dies lässt sich weder errahnen noch prophezeien (vgl. Simmel 1985: 186).

Das unhintergehbare Subjektive der Liebe muss einer soziologischen Theorie der Liebe ebenso äußerlich bleiben wie der Abgrund der Leiblichkeit, aus dem sie emporsteigt. Liebe als sozial hervorgebracht zu behaupten, griffe zu kurz. Liebe wird in der vorliegenden Arbeit nicht als Essenz oder Substanz betrachtet, nicht vorab definiert, sondern ihre Realisationen und Reflexionsprodukte im Sozialen verfolgt. Was Liebe also ist, markiert eine offene Frage und bleibt eine offene Frage. Soziologisch untersuchen lassen sich die sozialen Formen des Mit-einanders, die Institutionen der Liebe und die Wechselwirkungen, in denen diese stehen.

Die Konkurrenz um Liebeschancen

Die Metapher der Liebe auf den ersten Blick, etwa an der Supermarktkasse, oder der Mythos von Cupidos Pfeil sind heute nicht mehr gebräuchlich, stattdessen wird Liebe als Werden und Entstehen begriffen. Die Suche nach Liebe, ob bewusst oder unbewusst, gleicht mehr einem Trial-and-Error-Verfahren; die Metapher der geküssten Frösche fand so ihren Weg aus dem Märchen in die Beschreibung der sozialen Realität. In der neuen Liebesordnung, in der die Individuen selbst ihr Liebesleben gestalten und gestalten müssen, sofern sie eines wünschen, ist es die Probe aufs Gefühl, die einen sozialen Wettbewerb konstituiert, den Wettbewerb um Liebeschancen. Er basiert auf sozialer Mobilität, sozialer Kontingenz. Der Ort der Individuen im Sozialen ist nicht fest, sondern das Soziale ist in ständiger Bewegung.

Man nimmt nicht einfach den wehrlosen Frosch und küsst ihn, sondern der Frosch wirbt um die Gunst, nicht selten mit List und Versprechen, je nach Variante des Märchens, um einen Kuss oder eine Nacht im Bett. Oft ist versucht worden, die Konkurrenz um Liebeschancen als Markt zu bestimmen. Auf einem Markt tauschen Akteure Ungleiches, Ware gegen Ware oder Ware

gegen Geld: A tauscht mit B. Liebe ist jedoch, entgegen aller kulturkritischen Beteuerungen, keine Ware. Liebe lässt sich nicht kaufen, sie kann nur entstehen. In diesem Sinne ist Liebe etwas Hervorgebrachtes (Produziertes im Wortsinn), ein Emergenzphänomen. Liebeschancen stehen im Wettbewerb mit anderen Liebeschancen, vergangenen, gegenwärtigen, zukünftigen, realen oder imaginierten. A kann mit B Liebe machen, oder mit C bis Z (sofern diese auch wollen). Zwischen diesen entsteht ebenfalls eine Wechselwirkung, ein Sozialverhältnis auf einer Metaebene, das von den Interaktionen zwischen konkreten Individuen abstrahiert und mit dem soziologischen Begriff der Konkurrenz zu erfassen ist. Denn B bis Z müssen sich nicht kennen, müssen voneinander keine Notiz nehmen und handeln auch weder miteinander noch gegeneinander, sondern, so Simmels kanonische Definition der Konkurrenz, sie streben auf ein Ziel hin, ohne Kraft auf den Gegner zu verwenden. Dieser »indirekte Kampf« entfalte, Simmel zufolge, eine »ungeheure vergesellschaftende Wirkung«. Denn gerade aufgrund der Tatsache, dass nicht die Kämpfenden selbst, sondern das Publikum, in dem Fall A, entscheidet, drängt Konkurrenz die Konkurrierenden aneinander. Konkurrenz ist für Simmel ebenso eine Wechselwirkung, die gerade dadurch eine »formale Bedeutung« für die »Synthesis der Gesellschaft« (GSG 11: 328) entwickle, dass sie ein indirektes, objektives, nicht selten anonymes Verfahren ist. Hinzu kommt, dass die Situation für Person A sich ebenso darstellt, auch sie konkurriert um Liebeschancen und vielleicht sogar mit B bis Z auf dem Arbeitsmarkt:

»Die moderne Konkurrenz, die man als den Kampf Aller gegen Alle kennzeichnet, ist doch zugleich der Kampf aller um Alle. [...] ein Ringen um Beifall und Aufwendung, um Einräumungen und Hingebungen jeder Art, ein Ringen der Wenigen um die Vielen wie der Vielen um die Wenigen; kurz: ein Verweben von tausend soziologischen Fäden durch die Konzentrierung des Bewußtseins auf das Wollen und Fühlen und Denken der Mitmenschen [...] Seit die enge und naive Solidarität primitiver und sozialer Verfassungen der Dezentralisation gewichen ist, die der unmittelbare Erfolg der quantitativen Erweiterung der Kreise sein mußte, scheint das Sich-Bemühen des Menschen um den Menschen, das Sich-Anpassen des einen an den andern eben nur um den Preis der Konkurrenz möglich, also des gleichzeitigen Kampfes gegen einen Nebenmann um den dritten – gegen welch' letzteren man übrigens vielleicht in irgendeiner andern Beziehung um jenen konkurriert.« (ebd.)

Attraktivität, die Fähigkeit, andere anzuziehen und angezogen zu werden, wird zu einem Vergesellschaftungsfaktor. Etwas muss nicht notwendig besser, aber attraktiver sein, um erfolgreich konkurrieren zu können. Also gilt es, den Fröschen dieser Welt zu gefallen, wählbar zu sein, attraktiv zu sein: an der eigenen Marke zu arbeiten. Ganze Industrien befriedigen kein anderes Bedürfnis als dasjenige, attraktiv und damit konkurrenzfähig zu sein.

Der generalisierte Wettbewerb, tendenziell über die ganze Biographie, zweit nicht nur, sondern er schmiedet die Individuen aneinander, nötigt sie, sich an Maßstäbe anzupassen, die ihnen unverfügbar sind, die niemand bewusst geschaffen hat. Mit der sozialen Kontingenz der Liebe wird Attraktivität bedeutsam nicht nur für die Phase der Adoleszenz, sondern über die gesamte Biographie hinweg. Derzeit ereignet sich, wie die steigende Temperatur des Wassers, in dem der ahnungslose Frosch sitzt, die größte Mobilmachung in der Geschichte der Menschheit. Es wird nicht in den Krieg gezogen, aber in das, was man in Anlehnung an Michel Houellebecq die »Kampfzone« der Liebe (vgl. 2001: 108) nennen könnte. Von den diversen Kämpfen in dieser und den Arenen, in denen sie stattfinden, wird einiges zu erzählen sein. Ausgehend von diesen Überlegungen lässt sich die zweite These formulieren:

2. *These:* Die soziale Kontingenz der Liebe wird durch Konkurrenz prozedualisiert.

Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren

Kontingenz ist nicht nur die Entstehung der Liebe und die Form, die ihr gegeben wird, sondern auch ihre Dauer. »[C]onfluent love«, etwa: zusammenfließende Liebe, so Anthony Giddens, sei »active, contingent love«, werde als »pure relationship« um ihrer selbst willen eingegangen und so lange aufrechterhalten, als alle Beteiligten »enough satisfactions« in ihr fänden (1992: 58–61). So einfach liegen, wie zu zeigen sein wird, die Dinge nicht. Worauf es hier ankommt: »enough satisfactions« ist kein abschließbares Kriterium, es ist nach oben offen, es könnte stets noch mehr Befriedigung geben. »Glückseligkeit ist die Befriedigung aller unserer Neigungen«, erklärte Immanuel Kant in der Kritik der reinen Vernunft. Er fügte hinzu: »so wohl extensive, der Mannigfaltigkeit derselben, als intensive, dem Grade, und auch protensive, der Dauer nach« (Kant Bd. 4: 676).

Nicht wenige Singles haben mehrere Eisen im Feuer und selten ist ihnen von Anfang an klar, was daraus zu schmieden sein wird. Wettbewerb bedeutet Enttäuschungen, die »Passiva der Konkurrenz« (Simmel GSG 11: 328).³ Liebeschancen stehen in einem Wettbewerb mit anderen Liebeschancen. Im »Entdeckungsverfahren« des Wettbewerbs werden Tatsachen entdeckt, die zuvor unbekannt waren (Hayek 1968: 3), etwa das Liebesglück zuvor einander Unbekannter. Liebeschancen sind überbietbar; dem Wettbewerb ist eine Logik der Steigerung immanent.

3 Die Begriffe der »Konkurrenz« und des »Wettbewerbs« werden in der Regel und in dieser Arbeit synonym verwendet (für einen Versuch der Unterscheidung siehe Kirchhäuser 2015). »Konkurrenz« findet sich in den spärlichen soziologischen Auseinandersetzungen, während »Wettbewerb« in den Wirtschaftswissenschaften gebräuchlich ist.

Damit bekommt Liebe im frühen 21. Jahrhundert nicht selten die Gestalt eines: ›Lass' es uns miteinander versuchen‹. Auch dann, wenn man es nicht sagt, bedeutet das Entdeckungsverfahren nicht nur Passiva der Konkurrenz, sondern auch, das Vertrauen darauf, jemand anderen finden zu können, wenn es nicht ›klappt‹.

Liebe ist, allen Vorstellungen ewiger Liebe zum Trotz, zumindest potenziell endlich geworden. Der Trennungsgrund, mehr von der Liebe zu erwarten, »noch einmal richtig durchstarten« zu wollen, ist sozial freigegeben und akzeptiert (vgl. Nast 2016: 101). Damit durchzieht eine Logik der Steigerung die neue Liebesordnung: Liebesglück lässt sich nicht herstellen, aber intensivieren. Eine Trennung erfolgt oftmals nicht deshalb, weil die Beziehung unaushaltbar geworden ist oder das Vertrauen irreduzibel zerstört wurde, sondern weil eine Steigerung der Liebe mit einer anderen Person attraktiver erscheint, die erwartete oder zumindest erhoffte Glückseligkeit dort größer ist. Die andere Person ist nicht selten noch gar nicht bekannt, es handelt sich also hier nicht um eine konkrete andere Liebesmöglichkeit, sondern um die abstrakte, fiktionale Möglichkeit als solche, reine Potenzialität. Die neue Liebesordnung basiert auf fiktionalen Erwartungen, auf Antizipation des Unbekannten, auf dem Möglichkeitssinn – und realen Enttäuschungen. Es geht hierbei um Erwartungen, die nicht auf Erfahrungen basieren. Mit Reinhard Koselleck ließe sich dies als Auseinanderdriften der Kategorien von »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« begreifen, als individuelle und kollektive Unmöglichkeit, Erwartungen auf Erfahrungen zu grundieren, ja geradezu das Unerfahrene zu erwarten (vgl. 2010: 359–364). Damit ist eine Steigerung der Liebe nicht nur bezogen auf konkrete Liebesobjekte, transitiv, sondern auch ohne konkrete Objekte, intransitiv, möglich (zum Begriffspaar transitiv-intransitiv siehe weiterführend Makropoulos 2020). Dies jedoch ist eine enorm voraussetzungsreiche Angelegenheit: Sie impliziert Individuen, die ihre erotische Lebensführung an subjektiver Glückseligkeit ausrichten sowie soziale Mobilität, die soziale Kontingenz der Liebe. Die soziale Kontingenzsetzung der Liebe kann erst als abgeschlossen betrachtet werden, wo sie auch unabhängig von materiellen Notwendigkeiten ist. Dies jedoch setzt Reichtum oder Erwerbstätigkeit aller Beteiligten voraus. Wo ökonomische Abhängigkeit besteht, ist die Kontingenz der Liebe blutleere metaphysische Spekulation. Die soziale Kontingenz der Liebe lässt sich als Wettbewerb um Liebeschancen begreifen, wobei die Anzahl der Elemente des Wettbewerbs variiert. Mit der Vorläufigkeit der Ergebnisse des Entdeckungsverfahrens wird Liebe endlich, denn konkurriert wird nicht um feste Plätze in einer definitiven, sondern um Zeitbindungen in einer fluiden Ordnung der Kontingenz. Als dritte These, der im Folgenden nachgegangen wird, lässt sich mithin formulieren:

3. *These:* Die soziale Ordnung der Liebe ist eine abstrakte Ordnung der Kontingenz. Sie weist nicht konkreten Elementen feste Plätze zu, sondern sie ist eine fluide Ordnung, die in ständiger Bewegung ist. Aus der relativen Statik und Dynamik entsteht eine spontane, emergente Ordnung.

Ausblick auf die neue Liebesordnung

Zusammen ergeben die Organisationen der Liebe, die Institutionen der Liebe – Liebesformen, Spielregeln, Mythen – und die spontane Ordnung des Wettbewerbs die neue Liebesordnung. Sie lässt sich als polyzentrisches System »beyond markets and states« begreifen (vgl. Ostrom 2010). Die neue Liebesordnung entwickelt eine ungeheure Attraktivität und ist gekennzeichnet von einem nie dagewesenen Reichtum an Liebe. Ihre Attraktivitätsbedingungen werden genauso zu untersuchen sein wie die sozialen Grenzen der Liebe.

Die neue Liebesordnung basiert auf der Kontingenz der Liebe, dem individuellen Streben nach Glückseligkeit, der Prozedualisierung durch Konkurrenz, auf fiktionalen Erwartungen und realen Enttäuschungen. Und so schließt sich der Kreis: »And so castles made of sand | Slips into the sea, eventually« (Jimi Hendrix).

Dies rührt an die grundsätzliche Frage der Soziologie: Wie ist soziale Ordnung möglich? Sie wird heute anders zu beantworten sein als Simmel dies tat, denn die Vorstellung einer »Ordnung von Elementen, deren jedes einen individuell bestimmten Platz einnimmt« (GSG 11: 58), entspricht nicht den kontemporären Formen der Vergesellschaftung. Es wird zu zeigen sein, wie aus der Kontingenz der Liebe – und nicht trotz der Kontingenz der Liebe – eine abstrakte soziale Ordnung entsteht. Sie wird als eine immanente Gesamtordnung zu begreifen sein, der keine bewusste Anordnung der Elemente von einer zentralen Instanz aus und keine externen, transzendenten Prinzipien zugrunde liegen. Hierbei ist Kontingenz selbst ein Ordnungsprinzip. Sie wird in den verschiedenen Liebesformen unterschiedlich verarbeitet und durch soziale Kontingenz, Konkurrenz, prozedualisiert.

»Was wir tatsächlich in allen freien Gesellschaften vorfinden, ist, daß, obwohl sich Gruppen von Menschen in Organisationen zur Erreichung bestimmter Ziele zusammentun, die Koordinierung der Tätigkeiten aller dieser gesonderten Organisationen wie auch die der gesonderten Individuen durch die Kräfte zustande gebracht wird, die eine spontane Ordnung herbeiführen. Die Familie, der Hof, der Betrieb, die Firma, die Aktiengesellschaft und die verschiedenen Verbände und alle öffentlichen Einrichtungen einschließlich der Regierung sind Organisationen, die ihrerseits in eine umfassende spontane Ordnung integriert sind. Es empfiehlt sich, den Ausdruck ›Gesellschaft‹ dieser spontanen Gesamtordnung vorzubehalten.« (Hayek 1980: 70)⁴

4 Dieser Gesellschaftsbegriff weist eine beachtliche Nähe zum systemtheoretischen Gesellschaftsbegriff Luhmann'scher Provenienz auf. Allerdings liegt Luhmanns Primat auf den Systemen, während Hayek für einen methodologischen Individualismus einsteht.

Was hier als neue Liebesordnung, als soziale Ordnung der Liebe zu entfalten sein wird, bewegt sich auf einer anderen Ebene der Abstraktion als geläufige soziologische Ordnungskonzeptionen. Ordnung wird als Emergenzphänomen begriffen, als spontane Ordnung, die nicht nur aus dem Liebesgefühl, sondern aus dem Tun und Lassen aller immanent entsteht, als ein fluides Wechselspiel der Kräfte. Spontane Ordnungen lassen sich nicht messen, sie sind nicht sinnlich wahrnehmbar, sondern lassen sich nur im Geist rekonstruieren (vgl. Hayek 1980: 60; MEW 13: 631 f.).

Die spontane Ordnung des Wettbewerbs und die intentionalen Ordnungen der Liebesbeziehungen unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich der Ordnung, sondern auch des Modus des Miteinanders. Während Wettbewerb ein abstraktes Gegeneinander bedeutet, einen indirekten Kampf, findet innerhalb der Liebesbeziehungen Liebesorganisationen, Kooperation statt, ein Füreinander und Miteinander. Nach Simmels Einsicht ist der Kampf aller gegen alle zugleich ein Kampf aller um alle, damit wären die vergesellschaftenden Effekte des Wettbewerbs bezeichnet. Zudem ist jede Liebesorganisation nicht nur von Kooperation und Miteinander bestimmt, sondern auch von Streit und Gegeneinander, die ebenfalls Formen von Kämpfen darstellen, wenn auch zwischen konkreten Individuen. In der psychologischen Literatur und den Beziehungsratgebern wird dies als Verhältnis von Autonomie und Bindung, von Anpassung und Selbstbehauptung diskutiert. Somit zeichnen sich auch Liebesbeziehungen durch Machtkämpfe aus. Deshalb wird für die zu untersuchende soziale Gesamtordnung der Liebe der Ausdruck Kampfzone der Liebe verwendet, der angelehnt ist an den Titel des Romans »Die Ausweitung der Kampfzone« von Michel Houellebecq (2001). Auch über die Rekonstruktion der Kämpfe und Grenzziehungen wird versucht, auf die abstrakte Struktur der Gesamtordnung zu schließen.

Eine soziale Liebesordnung, in der die Individuen selbst nach eigener Maßgabe ihr Liebesleben gestalten können, wird im folgenden neue Liebesordnung genannt. Ihre Entstehung wird nicht auf das Jahr 1799 (Friedrich Schlegels »Lucinde« erscheint) und auch nicht auf das Jahr 1967 (The Beatles singen »All you need is love«) datiert, vielmehr wird ihr Werden in der Gegenwart nachzuvollziehen sein. Die neue Liebesordnung ist mehr eine funktionelle Kategorie denn eine historische. Sie ist mehr Analyseinstrument der sozialen Wirklichkeit als selbst soziale Wirklichkeit, da noch immer staatliche Bevormundung, der Druck der familiären Autorität und andere Formen sozialer Kontrolle sowie das Geschlechterverhältnis und ökonomische Abhängigkeit auf den Individuen lasten.

Wie lässt sich die soziale Ordnung der Liebe unter den Bedingungen von Kontingenz und Konkurrenz als immanente Ordnung denken, ohne ihr eine externe Ordnung gewissermaßen unterzuschieben? Auf der Ebene der Abstraktion eines theoretischen Zugriffs auf das, was als die neue Liebesordnung zu entfalten sein wird, findet das Problem der Ordnung der Liebe seine Entsprechung.

Simmel versuchte noch, die »allgemeine Relativität der Welt«, die sich als »Herrscherin« zeige, mit einem »System zeitlos gültiger Gesetzmäßigkeiten« zu konfrontieren (GSG 6: 715). Heute wird man konstatieren müssen, dass die allgemeine Relativität selbst eine abstrakte Ordnung, ein historisches System und eine Form von Herrschaft ist.

Die alte Liebesordnung

Die alte soziale Liebesordnung war eine objektive, fest in der Hand von Familie und Religion. In ihr galt Liebe als etwas, das der Eheschließung folgen würde, in der Regel jedenfalls. Und sollte das nicht so sein, waren Schicksalsgemeinschaft, die materielle Not, Familienbande und eheliche Verpflichtungen ausreichend, um das Miteinander zu gestalten. Noch in Hegels »Grundlinien der Philosophie des Rechts« ist ausbuchstabiert, was die objektive Liebesordnung war:

»Die objektive Bestimmung, somit die sittliche Pflicht, ist, in den Stand der Ehe zu treten. [...] Jenes Extrem oder überhaupt der Weg, worin der Entschluß zur Verehelichung den Anfang macht und die Neigung zur Folge hat, so daß bei der wirklichen Verheiratung nun beides vereinigt ist, kann selbst als der sittlichere Weg angesehen werden.« (Bd. 7: 310)

Die »Veranstaltung der wohlgesinnten Eltern« solle den Anfang machen und »in den zur Vereinigung der Liebe füreinander bestimmt werdenden Personen« solle, weil »sie sich, als hierzu bestimmt, bekannt werden«, die »Neigung entstehen« (ebd.). Die subjektive Neigung füreinander erscheint hier als das Sekundäre, während die objektiven Erfordernisse der Sittlichkeit und die der Liebe externe Instanz der Eltern den Anfang machen. Die alte Liebesordnung war eine objektive Ordnung der Gebote und Verbote, sie lebte vom Gegensatz von Individuum und Gesellschaft. Zu ihr gehören freilich auch heimliche, außeralltägliche Liebschaften, die in Kollision zur Ordnung stehen, weil sie in ihr keinen Platz finden – ein Stoff, der nicht erst seit Romeo und Julia die Kunst beschäftigte. So wurde Liebe in der vorromantischen Tradition des Abendlandes meist als außereheliches Amüsement verstanden, während die Vorstellung, die eigene Frau leidenschaftlich zu lieben, geradezu lächerlich erscheinen musste (vgl. Luhmann 1994: 150). Dann jedoch stehen die weltliche Ordnung, zu der die Ehe gehört, und leidenschaftliche Liebe konträr zueinander. Sie fand ihre Erfüllung heimlich oder im Tod. Liebe entzündete sich nicht selten an der Unüberwindbarkeit der Ordnung, fand ihren Reiz im Außeralltäglichen. So bemerkte Walter Benjamin über Johann Wolfgang von Goethes »Wahlverwandtschaften«:

»Denn was hundertfach der Dichter verschweigt, geht doch einfach genug aus dem Gange des Ganzen hervor: daß nach sittlichen Gesetzen die Leidenschaft all ihr Recht und ihr Glück verliert, wo sie den Pakt mit dem bürgerlichen, dem reichlichen, dem gesicherten Leben sucht.« (Benjamin 1972: 317)

Auch Weber diskutierte Liebe als etwas Außeraltägliches, sieht sie außerhalb weltlicher Lebensordnungen, »den Skeletthänden rationaler Ordnungen ebenso völlig entronnen wie der Stumpfheit des Alltags« (1980: 561). Leidenschaftliche Liebe und die Ordnung der Welt standen in Kollision. Leidenschaftliche Liebe war immer ein Abenteuer, erst die Romantik proklamiert die Liebesheirat. Die alltägliche Seite der Liebe wurde dominiert von der Ehe und dem Verbot des Ehebruchs. Die »heilsame Disziplin der Ehe«, so Émile Durkheim, schütze die Individuen vor den überbordenden Leidenschaften und Begierden. Für die Neigungen sei eine »soziale Regelung unbedingt notwendig. Weil im Körperlichen nichts sie zügelt, muß dies die Gesellschaft tun. Das ist die Funktion der Ehe. Sie regelt das gesamte Gefühlsleben« (1983: 311). Über den Ehegatten bemerkte Durkheim: »Seine Freuden sind zwar beschränkt, aber auch garantiert, und diese Gewißheit konsolidiert seine geistige Grundhaltung« (ebd.). Durkheim konstatierte seinerzeit einen Bruch zwischen den Begierden und der Ordnung. Dieser »Zustand der gestörten Ordnung«, in der die Begierden keinen Halt mehr fänden, ging in die Theoriegeschichte ein als »Anomie« (ebd.: 289). Obwohl Durkheim konzidiert, dass Anomie zum »Dauerzustand und sozusagen normal geworden« sei, diskutiert er Auswege: Moral und Disziplin sowie die ungeschriebenen Regeln der Kollektivautorität, die dem Begehren Ziele und Grenzen setzten (ebd.: 284). Die alte Liebesordnung wurde dominiert von Disziplin, sozialer Regulation, Ausbruch und Triebkonflikt. Sie ist der Nährboden der Psychoanalyse, die deshalb ein »Unbehagen in der Kultur« attestierte. Kultur hatte in Sigmund Freuds Theoretisierung dabei einen parasitären Charakter, sie müsse Triebenergien von den Individuen auf gesellschaftlich nützliche Ziele ablenken (vgl. Freud 1972: 91–97).

Aufbruch der alten Ordnung und Kollisionen

Es lassen sich zwei historische Wendepunkte angeben, welche die alte Ordnung aufgebrochen haben. Zunächst der Einwand der Romantik gegen das bloß Gattungsgemäße der Liebe; ein Einwand, der Liebe als radikal subjektives Prinzip postulierte und die Liebesheirat proklamierte. Romantische Liebe hat das moderne Welt- und Selbstverhältnis zur Grundlage und gestaltete dieses ästhetisch aus, ihr Medium ist die Phantasie:

»[D]as Schöne ist vornehmlich darin zu suchen, daß dieses Gefühl nicht nur Trieb und Gefühl bleibt, sondern daß die Phantasie sich ihre Welt zu diesem Verhältnis

ausbildet, alles andere, was sonst an Interessen, Umständen, Zwecken zum wirklichen Sein und Leben gehört, zu einem Schmucke dieses Gefühls erhebt, alles in den Kreis reißt und nur in dieser Beziehung ihm einen Wert zuteilt.« (Hegel Bd. 14: 183)

Romantische Liebe grenzt sich ab von einer bloß gattungsgemäßen Liebe, in der im Gegenüber nur das Männliche oder das Weibliche geliebt wird, ihr Gegenstand ist mithin ein anderes Subjekt und dessen Innerlichkeit. Friedrich Schlegels Protagonist Julius spricht geradezu zynisch über gewöhnliche Ehen, als »im Verhältnis der Wechselverachtung neben einander weg zu leben« (Schlegel 2016: 31):

»Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz, und beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigentum.« (ebd.: 30 f.)

Das bemerkenswert Neue am Roman »Lucinde« ist für den Protagonisten Julius und für die Welt, in die diese neue Liebesform eintritt, dass Lucinde als Liebes-subjekt gleichsam entdeckt wird, sie nicht nur als liebendes Subjekt erscheint, sondern auch als geliebtes Subjekt:

»Auch sie [Lucinde, T.H.] war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, sondern in einer eignen selbstgedachten und selbstgebildeten. Nur was sie von Herzen liebte und ehrte, war in der Tat wirklich für sie, alles andre nichts; und sie wußte was Wert hat. Auch sie hatte mit kühner Entschlossenheit alle Rücksichten und alle Bande zerrissen und lebte völlig frei und unabhängig.« (ebd.: 50)

Die romantische Form der Liebe war ein historisches Novum, eine moderne Konstruktion, eine »Neufundierung der Liebe«, die sich auf den narrativen Kern des »in der eigenen Welt Individuum-Sein« wechselseitig gründet und deren Modalstruktur Steigerung ist (Luhmann 1994: 171f.). Erotik und Poesie (Mystik), Weltdeutung (Mythos), Familie und Ehe (Institutionen) wurden in der deutschen Romantik zu einer Liebesform amalgamiert, von der Luhmann noch behaupten konnte, es sei die »vorläufig abschließende Formgebung« (ebd.: 170). Doch weit gefehlt. Entgegen der landläufigen soziologischen Meinung konnte sich die Form romantischer Liebe lebensweltlich nicht durchsetzen. Aufs Schärfste kritisierte Hegel das »Element von durchdringender Frostigkeit« in den »modernen Dramen und Kunstdarstellungen«, »wo die Geschlechterliebe das Grundinteresse ausmacht«, weil die »Hitze der dargestellten Leidenschaft« und »die damit verknüpfte gänzliche *Zufälligkeit*« zwar für die Liebenden »von unendlicher Wichtigkeit sein kann«, »aber es *an sich* nicht ist« (Hegel Bd. 7: 310, Herv. i. O.). Ein subjektives und nur subjektives leidenschaftliches Interesse, das sich nicht um die objektive Ordnung schert, wird für Hegel dadurch zur »Frostigkeit«:

»Jeder Mensch zwar hat ein Herz für die Liebe und das Recht, dadurch glücklich zu werden; wenn er aber hier, gerade in diesem Falle, unter den und den Umständen, in betreff gerade auf dieses Mädchen, sein Ziel nicht erreicht, so ist damit kein Unrecht geschehen. Denn es ist nichts in sich Notwendiges, daß er sich gerade auf dieses Mädchen kaprizionierte, und wir sollen uns daher für die höchste Zufälligkeit, für die Willkür der Subjektivität, die keine Ausdehnung und Allgemeinheit hat, interessieren. Dies bleibt die Seite der Kälte, die bei aller Hitze der Leidenschaft in ihrer Darstellung uns durchdringt.« (Hegel Bd. 14: 190)

Das Zufällige und Willkürliche, das weder notwendig noch unmöglich ist, kurz: die Kontingenz der Liebe, hatte keinen Platz in der alten, objektiven Ordnung der Liebe. Gleichwohl erkennt Hegel das »subjektiv[e] Prinzip der modernen Welt« an: »Das Recht der *Besonderheit* des Subjekts, sich befriedigt zu finden, oder, was dasselbe ist, das Recht der *subjektiven Freiheit* macht den Wende- und Mittelpunkt in dem Unterschiede des *Altertums* und der *modernen Zeit*« (Bd. 7: 310, 232, Herv. i. O.). Dieses »Recht« (und nicht die Form romantischer Liebe) sollte sich durchsetzen, gerade und insbesondere im Bereich der Liebe:

»Dies Recht in seiner Unendlichkeit ist im Christentum ausgesprochen und zum allgemeinen wirklichen Prinzip einer neuen Form der Welt gemacht worden. Zu dessen näheren Gestaltungen gehören die Liebe, das Romantische, der Zweck der ewigen Seligkeit des Individuums usf.« (Hegel Bd. 7: 232)

Ein besonderes Augenmerk dieser Untersuchung liegt auf etwaigen Kollisionen. Hegel diskutiert in seinen »Vorlesungen über die Ästhetik« anhand der Kunst der Romantik die »Kollisionen der Liebe« und hierbei das Verhältnis der »übrigen Lebensverhältnisse« zur »Leidenschaft der Liebe in ihrer Alleinherrschaft«. Im Detail bespricht er die Standesehre, die Interessen des Staates und Familienpflichten (Hegel Bd. 14: 186 f.).

Romantische Liebe war eine enorm voraussetzungsreiche Angelegenheit, sie war »nicht für Arbeiter oder Dienstmädchen gedacht« (Luhmann 1994: 175), sondern »literarische Fiktion oder ein Privileg für Gefühlsvirtuosen« (Lenz 2006: 224). Volkmar Sigusch bezeichnet sie gar als »Totgeburt« einer »Idee und Möglichkeit«, weil romantische Liebe ein bürgerliches Individuum voraussetze, das ebenfalls nur »auf dem Papier« existiert habe (Sigusch 2005: 13 f.). Damit erweist sich romantische Liebe als Element der objektiven Kultur, als Roman- und Bühnenphänomen, mehr Idee als gelebte Wirklichkeit. So erklärt sich auch die ambivalente Verhandlung der romantischen Liebe bei Hegel, ihre Würdigung als objektives Kulturgut und ihre Verunglimpfung für die Praxis.

Während romantische Liebe eher Robinsonaden – einsame Südseeinsel oder Tod – glich, steht die verweltlichte kontemporäre Liebe in Wechselwirkung mit anderen Sozialverhältnissen, etwa die Not, morgens aufzustehen und zur

Arbeit zu gehen. Darüber mussten sich die RomantikerInnen keine Gedanken machen, weil sie zumeist gut situierte BürgerInnen oder Adelige waren. Liebe und Familienautorität, Sittlichkeit, religiöse Konventionen: Dies war der Stoff, aus dem die Tragödien der Liebe gewoben wurden. Heute muss Romeo für seine Karriere umziehen und entdeckt, dass Julia die Dating-Apps nicht gelöscht hat. Liebe und Arbeit, Liebe und Alltag, Liebe und andere Liebeschancen – die Kollisionen sind sehr weltlich geworden. Wäre angesichts der Umstände doch eine offene Beziehung das richtige? Liest man heute Goethes Wahlverwandtschaften, so fragt sich: Warum nicht einfach ein polyamores Liebesnetzwerk gründen?

Die subjektive Willkür der Liebe ist heute sozial freigegeben, doch ob dies bedeutet, dass das weltliche Leben »durch den unendlichen Begriff wahrer Freiheit regeneriert ist, in welcher Stand, Beruf usw. von dem Subjekt als solchem und dessen freier Wahl ausgeht« (Hegel Bd. 14: 186f.), oder ob die Freiheit der Liebe kompensatorischen Charakter hat, muss eine offene Frage bleiben.

Das Ideal der Liebesheirat setzte sich durch. Doch ein Ideal bleibt ein Ideal. Wo materielle Abhängigkeit besteht, zumal in den Versorgungsehen, die noch heute nicht von der Bildfläche verschwunden sind, ist ein Ideal mehr regulative Idee, während die Praxis anderen Gesetzen gehorcht, etwa materieller Not. Im Jahr 1970 bemerkte Shulamith Firestone:

»Frauen sind auf Liebe angewiesen, nicht allein weil sie zu einem gesunden Leben gehört, sondern weil sie als ihre Existenzberechtigung gilt. Hierzu kommt, daß die ständische ökonomische Abhängigkeit der Frau eine Situation gesunder Liebe zwischen Gleichen unmöglich macht.« (Firestone 1975 [1970]: 130)

Erst die Durchsetzung individuellen Wohlstandes und individueller Erwerbstätigkeit brachte die Bedingung der Möglichkeit, die Ehe als lebenslange Versorgungsgemeinschaft nicht nur theoretisch zu kritisieren, sondern bereitete den Boden für eine subjektive Liebesordnung, die andere Liebesformen hervorbrachte und hervorbringt als die Ehe als »Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften«, wie noch Immanuel Kant sie verstand (Kant Bd. 8: 389). Dies war die alte Liebesordnung. Die Vergewaltigung in der Ehe ist in Deutschland erst seit dem Jahr 1997 strafbar.

Liebe als subjektives Prinzip, gleichwohl von der Romantik am Reißbrett entworfen, setzt etwas voraus, das sich als subjektive Individualität beschreiben lässt. Die Personen der KünstlerIn oder der Intellektuellen – und es waren diese, welche die romantischen Traktate verfassten und zu leben versuchten – mögen derartige Individuen gewesen sein, doch die große Masse begegnete sich als Gattungswesen Mann und Frau. Noch bis in die 1960er Jahre galt in Eheratgebern verstehende, also subjektive Liebe als hinderlich, während das Entsprechen von

polaren Geschlechtscharakteren, also eine Objektivierung des Verhaltens durch geschlechtlich spezifizierte Rollen, als Lösung von Ehekonflikten präferiert wurde (vgl. Mahlmann 1991: 288–298).

Eine subjektive Individualität musste erst generalisiert werden, um auch Liebe generalisiert in ihr begründen zu können. Damit soll nicht gesagt sein, romantische Liebe wurde lebbar, denn es ist schlichtweg unsinnig, die Liebespraxis im 20. oder 21. Jahrhundert mit Traktaten um das Jahr 1800 zu vergleichen – ungeachtet der Tatsache, dass dies gängige Praxis ist. Karl Lenz spricht von »fortschreitenden Realisierungsstufen« romantischer Liebe (2006: 223), Eva Illouz von einem »posthumen Sieg« der Romantiker (2007a: 319). Sie verkennen die soziale und historische Gebundenheit romantischer Liebe.

»Es ist unsinnig oder elitär, diejenigen als »repressiv entsublimiert« zu bezeichnen, die gegenwärtig ihren sexuellen Bedürfnissen in Schlafzimmern von Neckermann oder im Opel Kadett nachkommen, wenn man bedenkt, dass sie noch vor 60 Jahren ihre Frauen hinter der Maschine »gebürstelt« haben. [...] Man kann den bürgerlichen Salon von vorgestern nicht mit dem Neckermann-Schlafzimmer von heute vergleichen [...]. Denn, wer heute ein Neckermann-Schlafzimmer hat, hatte vor 60 Jahren nicht etwa einen Salon, sondern gar kein Schlafzimmer.« (Reiche 1971: 9)

Der zweite Wendepunkt im Aufbrechen der alten Liebesordnung und der Freisetzung der Liebe aus der objektiven Ordnung von Disziplin und Sittlichkeit kann in die 1960er Jahre datiert werden. Symptomatisch hierfür steht die große Strafrechtsreform in der BRD (im Jahr 1970) und in der DDR (1969), in denen die Straftatbestände des Ehebruchs, der Homosexualität, der Unzucht (vorehelicher Geschlechtsverkehr) und der Kuppelei (vorsätzliche Vermittlung und Beförderung der Unzucht) entfielen oder entschärft wurden. Das gesatzte Recht kann soziale Prozesse nur nachvollziehen. Das subjektive Prinzip der Moderne hatte sich durchgesetzt, die Leidenschaft gewann über die Sittlichkeit. Die Konsequenz war und ist die soziale Kontingentsetzung der Liebe, was den Startmechanismus Zufall und die Freiheit der Wahl – und Abwahl – der Partner und der Formen bedeutet.

Zu den sozialen und kulturellen Voraussetzungen der neuen Liebesordnung gehören das positive Vorhandensein von Kontaktmöglichkeiten durch Discotheken (und neuerdings Dating-Apps) und durch Wohngemeinschaften, die wiederum erst durch den Wegfall des Kuppelei-Paragraphen frei von rechtlichen Sanktionen waren. Erst die Phänomene dessen, was als Generalisierung der Kontingenz und Konkurrenz bezeichnet werden könnte, schufen die Grundlage für die Steigerung und Kontingenz der Liebe, die als historischer Triumphzug der romantischen Liebe oder als posthumer Sieg der Liebenden der Romantik nur scheinbar erfasst ist. Die sozialen und kulturellen Voraussetzungen beinhalten die Deregulierung und Flexibilisierung der Arbeitswelt,

die Bildungsexpansion und eine Subjektkultur, die, ausgehend von den Protestbewegungen der 1960er und 1970er Jahre eine kontingenzförmige Selbstentfaltung zum Ideal erhoben, reflektiert und theoretisch fundiert von ästhetisch-philosophischer Postmoderne und Popkultur (vgl. Makropoulos 2008, insbes. 11, 16, 120). Die Rezeption romantischer Werke erlangte eine Renaissance, vielfach wurde auf die romantischen Ideale der Protestbewegungen hingewiesen. Hinzu treten eine ebenfalls von den Protestbewegungen erfochtene Veränderung der kulturellen Triebmodellierung der Unterdrückung und Disziplinierung, ein Aufbegehren gegen das »Unbehagen in der Kultur«, das den Anfang des Endes der Unterordnung des Sexuellen und der Liebe unter die Sittlichkeit und das Strafgesetzbuch einläutete. Die Triebe und ihr Lustprinzip wurden positiviert in sogenannten sexuellen Revolutionen, das Sexuelle mit einer eigenen Dignität versehen. Hinzu kommen Möglichkeiten der Empfängnis- und Zeugungsverhütung sowie der wohl gewichtigste Punkt: flächendeckende weibliche Erwerbstätigkeit, die die Ehe als materielle Versorgungsinstitution strukturell überflüssig machte und so die soziale Kontingentsetzung der Liebe erst ermöglichte. In der Soziologie wurde dies mit dem Ausdruck der »Halbierung der Moderne« in Bezug auf das Geschlechterverhältnis diskutiert, der Beobachtung folgend, dass die »Herauslösung« »der Frau«, wie es damals hieß, aus der »Einbindung in die Familie« erst in den 1960er Jahren »sich rapide verstärkte« (Beck-Gernsheim 1986: 223).

Die neue Liebesordnung kennt die Konflikte der alten nicht mehr, aber sie kennt auch keine garantierten Freuden. Vergewaltigung in der Ehe statt ehelichen Verpflichtungen; der Ehebruch ist heute sozial und rechtlich derart freigegeben, dass sogar das Wort verschwunden ist, es hat seine Bedeutung verloren. Heute spricht man von Fremdgehen, das klingt ein bisschen wie Spaziergehen, und Scheidung, das klingt nach Entscheidung.

Hypothesenhaft ließe sich eine spezifisch massenkulturelle Liebesform postulieren:

»Yeah, you got that somethin'
I think you'll understand
When I say that somethin'
I want to hold your hand.«
(The Beatles: I want to hold your hand)

»Somethin'« ist vollkommen ausreichend. Aus »um die Hand von jemanden anhalten« wurde »miteinander gehen« und »Händchen halten«. Was Erich Fromm als Ausstrecken der Hand als Antwort auf das »Abgetrenntsein« formuliert hatte (vgl. Fromm 2000: 16 ff.), wird hier gleichsam wörtlich genommen. Hatte Hegel noch Darstellungen, »wo die Geschlechterliebe das Grundinteresse ausmacht«, in »modernen Dramen und anderen Kunstdarstellungen« verortet (Hegel Bd. 7: 310), so wurden diese Teil der Massenkultur – und gelebte Praxis. Die

subjektive Form der Liebe wurde generalisiert, die Leidenschaft gewann ihren langen Kampf gegen die Sittlichkeit, sogar das Strafgesetzbuch wurde angepasst. Liebe wurde aus den Fesseln von Herkunftsfamilie, Staat und Sittlichkeit befreit. Damit jedoch war jene Zufälligkeit, die Hegel als Frostigkeit auffassen konnte, generalisiert. Liebe wurde kontingent gesetzt. Dies ist der Startschuss für das »ganz normale Chaos der Liebe«, wie es Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim formulierten (1990: 7). Chaos und Anomie durchziehen die soziologische und feuilletonistische Interpretation Liebeslandschaft, doch hier wird die Gegenthese vertreten: Sie ist als neue Liebesordnung auf den Begriff zu bringen, die als spontane Ordnung und nicht als durch Recht und Gesetz geschaffene Ordnung zu begreifen ist. Doch mit der Freisetzung von Liebe aus ihren Fesseln betrat ein neues Problem die Bühne: Wie lässt sie sich auf Dauer stellen?

Die neue Liebesordnung fußt auf einem individuellem, entfesseltem, potenziell unbegrenzten Glücksstreben. Durkheim polemisierte heftig dagegen:

»Jeden Tag wird uns die Sehnsucht nach dem Unendlichen als ein Zeichen sittlicher Vollendung dargestellt, obwohl es sich doch nur in Wirrköpfen austoben kann, die die Regellosigkeit, unter der sie leiden, zum System erhoben haben.« (1983: 294)

Auch Kant wandte sich heftig gegen die »*Eudämonie* (das Glückseligkeitsprinzip)«. Es sei, zum Grundsatz erhoben, »*Euthanasie* (der sanfte Tod) aller Moral« (Kant Bd. 8: 505, Herv. i. O.). Doch der subjektive Wille zum Glück setzte sich durch. Es ließe sich lediglich darüber streiten, ob dies eine neue Sittlichkeit oder das Ende der Sittlichkeit bedeutet. Soziologisch lässt sich von einer subjektiven Deregulierung sprechen.

Sie geht einher mit einer objektiven Deregulierung, dem Rückzug des Staates aus dem Privaten und der Entfesselung des Wettbewerbs. Oft als Neoliberalismus diskutiert, bedeutet dies eine »Ausweitung der Kampfzone«, in der die Entdeckung von Tatsachen durch den Wettbewerb vorgenommen wird.

Das subjektive Glücksstreben kultiviert dabei die eigene Leiblichkeit, sie wird zum Quell von Glück – ein mit allerlei Kulturtechniken steigerungsfähiges, raffiniertes Glück. Die Kulturtechniken schöpfen sich dabei aus dem Vorrat der objektiven Kultur, zu dem Liebesformen zählen. Sie lassen sich als Anleitungen zur Glückseligkeit verstehen. Das Streben nach Glückseligkeit, nach innerweltlichem Glück, ist konstitutiv für eine Kontingenzkultur und Konkurrenzzgesellschaft.